

HISTORISCHES
JAHRBUCH
DER
STADTLINZ

1986

Linz 1987

Herausgegeben vom Archiv der Stadt Linz

I N H A L T

	Seite
Impressum	4
Verzeichnis der verwendeten Abkürzungen.....	7
Anschriften der Autoren	8
Vorwort des Bürgermeisters	9
Georg W a c h a (Linz): Linz unter Albrecht VI. und Friedrich III	11
Das Kremsmünsterer Haus	22
Georg W a c h a (Linz): Der Gedenkraum für Kaiser Friedrich III.	40
Helmut G r ö s s i n g (Wien): Die Entwicklung des heliozentrischen Weltbildes	62
Hans-Heinrich V a n g e r o w (Regensburg): Die Fleischversorgung Süddeutschlands im Licht der Linzer Mautrechnung von 1627 sowie anderer Archivquellen aus dem 16. Jahrhundert	71
Chieh H s u (Wien): Xaver Ernbert Fridelli. Ein Pater aus Linz und sein Beitrag zur kartographischen Erfassung Chinas	113
Herbert P o l e s n y (Linz): Turnen in Linz. Aus Anlaß der vor 125 Jahren erfolgten Gründung des „Linzer Turnvereins“	121
Peter L e i s c h (Linz): Die Geschichte der Linzer Stadtbibliothek	169
Helmut L a c k n e r (Linz): Von der Gartenstadt zur Barackenstadt und retour. Die Linzer Barackenlager des Zweiten Weltkrieges bis zu ihrer Auflösung	217
Gilduin P i s t u l k a (Linz): Der Bombenkrieg in der Linzer Großindustrie	273
Hanns K r e c z i (Linz): Die Stadtentwicklung im Spiegel der Linzer Stadtmonographien	297
Emil P u f f e r (Linz): Neue Möglichkeiten der Ahnenforschung. Die Linzer Matrikenkartei	361
Nachrufe	
Franz W i l f l i n g s e d e r (Liselotte Schlager).....	367
Rudolf A r d e l t (Rudolf Zinnhobler)	369
Richard B a r t (Fritz Mayrhofer)	373
Buchbesprechungen	375

GILDUIN PISTULKA

DER BOMBENKRIEG IN DER LINZER GROSSINDUSTRIE

Im Frühsommer 1938 beschlossen die Bevollmächtigten des sogenannten Vierjahresplanes die Errichtung einer Eisenhütte mit angeschlossenem Stahlwerk sowie den Bau eines Stickstoffwerkes nahe der Ennsmündung, wo auch ein Hafen geschaffen werden sollte. Bestimmend für diese Standortwahl waren die ungünstigen klimatischen Verhältnisse in Linz mit ihren zahlreichen Inversionstagen. Andererseits wollte man die billige Talfahrt auf der Donau für den Massentransport von Gütern, in diesem Fall Stahlprofile und Handelsdünger nutzen und damit unter einem die Erschließung des Südostraumes vorantreiben.

Gegen diese Planung machte sich zunehmender Widerstand seitens der Linzer Wirtschaft geltend, die es verstand, den Gauleiter Eigruher für den Standort Linz — St. Peter zu gewinnen. Die Linzer sollten diese ursprünglich mit Genugtuung begrüßte Umplanung bald als Danaergeschenk zu spüren bekommen: klimatisch und als Ziel des Luftkrieges.

Über diesen ist eine ausführliche Arbeit mit reichen Quellenangaben erschienen.¹ Über die Geschehnisse in der Linzer Rüstungsindustrie ist darin allerdings — von den Zeitangaben über die Angriffe und Personenverluste abgesehen — nichts zu finden, was sich aus der Verpflichtung zur Geheimhaltung erklärt, die Mitteilungen seitens der Betriebsangehörigen unterband, ebenso aber auch das Fehlen von amtlichen Dokumenten bedingte. Ein Bericht über diesen wichtigen Abschnitt der jüngsten Geschichte unserer Stadt ist daher weitgehend auf Mitteilungen von Augenzeugen angewiesen. Dem genannten Nachteil steht der Vorteil größerer Lebendigkeit gegenüber, die persönlichen Erleben beanspruchen darf. Als seinerzeitiger Betriebsangehöriger, dessen Arbeitsbereich das gesamte Gebiet der heutigen VOEST umfaßte und mir somit Einblick in die Vorkommnisse und Abwehrvorkehrungen während des Luftkrieges in der Linzer Großindustrie gab, zumal auch persönliche Verbindungen mit dem damaligen Stickstoffwerk Ostmark bestanden, sehe ich mich veranlaßt, den Bombenkrieg in der Linzer Großindustrie als Würdigung der Leistungen der damaligen Stammebelegschaft als erlebte Geschichte zu schildern, wobei ich mich auch auf Augenzeugenberichte stützen kann. Es wurde hierbei nur auf Aussagen von solchen Personen zurückgegriffen, die vermöge ihrer Position den entsprechenden Überblick über das Kriegsgeschehen in den Werken besaßen. Leider ist dieser Kreis von seinerzeitigen Betriebsangehörigen schon recht klein geworden.

Der Verfasser spricht dem Vorstand der VOEST-Alpine und der Chemie Linz für die Erlaubnis zum Fotografieren und anderweitige Hilfe seinen Dank aus, desgleichen Herrn Dipl.-Ing. Dir. i. R. Rudolf Schüchner, Herrn Vorstandsdirektor i. R. Dr. Hermann Rudorfer, Herrn Betriebsleiter i. R. Dr. Ing. Helmut Hinrichs, sowie Herrn Alfred Krimmlinger und Herrn Chemiker Ernst Eibensteiner für wertvolle Hinweise.

¹ Richard Kutschera, Die Fliegerangriffe auf Linz im Zweiten Weltkrieg. In: HistJbL 1966, 199—348. Der Verfasser verdankt dieser Arbeit einige genaue Datierungen.

TECHNISCHE UND ORGANISATORISCHE VORKEHRUNGEN GEGEN LUFTKRIEGSSCHÄDEN

An sich war die Lage der einzelnen Objekte der damaligen Reichswerke insoferne gut gegen Luftangriffe geschützt, als zunächst nur die erste Ausbaustufe errichtet wurde — die während des Krieges übrigens auch nicht zur Gänze fertiggestellt werden konnte. Späterhin war an eine Erweiterung gedacht, die etwa im Ausmaß von eins zu eins spiegelbildlich zu den bestehenden Objekten hergestellt werden sollte. Dadurch war viel freier unverbauter Raum im Gelände vorhanden, besonders zwischen der Hütte Linz und dem damaligen Eisenwerk Oberdonau, das das heutige Gebiet des Stahl- und Walzwerks samt Neben- und Hilfsbetrieben umfaßte. Ein Großteil der abgeworfenen Bomben mußte mithin in steriles Gelände fallen, wo nicht viel Schaden angerichtet werden konnte. Auch die Druckwirkungen der Detonationen waren nicht so schwer wie in dichtverbauten Anlagen oder Stadtvierteln. Ungünstig war hingegen die gegenseitige Abhängigkeit der Betriebe voneinander. So waren zum Beispiel die Eisenwerke Oberdonau von der Roheisenzulieferung seitens der Hütte Linz abhängig und die Stickstoffwerke vom Kokereigas, dem Ausgangsprodukt für die Ammoniakherzeugung.

Noch ungünstiger war die Lage der Stadt, da das Kokereigas in den Stickstoffwerken entschwefelt wurde und erst von dort weitergeleitet in die Stadt gelangte. (Diese gegenseitige Verflechtung besteht derzeit zufolge geänderter Produktionsverfahren nicht mehr.) Rein wirtschaftlich gesehen, war die skizzierte gegenseitige Verflechtung beim damaligen Stand der Technik hingegen zweifellos von Vorteil. Außerordentlich empfindlich waren die Stickstoffwerke gegen Bombenangriffe, was notgedrungen einer technischen Erläuterung bedarf:

Das inhomogene Gasgemisch Kokereigas war das Ausgangsmaterial für die Erzeugung des Synthesegases, das aus drei Volumteilen Wasserstoff und einem Volumteil Stickstoff besteht. Die Umwandlung geschieht in mehreren aufeinanderfolgenden Prozessen. Die einzelnen Phasen dieses Verfahrens sind als erstes die Entschwefelung, sodann die Methanpaltung, bei der mittels sauerstoffangereicherter Luft das Methan in Wasserstoff und Kohlenoxid umgewandelt wird, dann, nachgeschaltet, die Kohlenoxidkonvertierung, die das Kohlenoxid zu Kohlensäure oxidiert, diese wird sodann unter hohem Druck mit Wasser ausgewaschen. Ein geringer Rest von Kohlenoxid wird, ebenfalls unter hohem Druck, in Kupferlauge gelöst, womit endlich das Synthesegas in der oben genannten Zusammensetzung vorliegt, das in sechsstufigen Kompressoren auf einen Druck von 350 atü gebracht wird. Im katalytischen Reaktor vollzieht sich die Bindung zu Ammoniak. Bei Ausfall einer der genannten Apparaturen stehen naturgemäß auch die anderen vor- oder nachgeschalteten. Diese summarische Aufstellung ist, wie nicht anders zu erwarten, etwas unvollständig und damit auch ungenau, doch sollte nicht mehr als nötig vom Thema abgewichen werden.

Ein Schutz dieser großräumigen Einrichtungen war weitgehend unmöglich. In den beiden ersten Kriegsjahren waren die Anlagen noch unfertig, bestanden aus Baustellen und einigen Bürobaracken zwischen Wiesen, Gärten und Einfamilienhäusern. Dementsprechend waren auch die Vorkehrungen gegen Luftangriffe noch im Entstehungsstadium. Zudem galt Österreich von der anderen Seite der Front her gesehen als neutrales Land und bis anfangs 1943 sprach ein viel gebrauchter Slogan von der Ostmark als dem Luftschutzkeller Großdeutschlands. Das Baugelände der Industrie im Bereich der Ortschaft St. Peter wurde an das allgemeine Luftalarmsystem angeschlossen, einige Sirenen wurden montiert und die künftige Hütte Linz in einige Luftschutzbereiche unterteilt, die sich größtenteils mit den Betrieben, wie Hochofen, Kokerei, Kraftwerk usw. deckten. Die „Eisenwerke Oberdonau“,

die „Stickstoffwerke Ostmark“ und der „Stahlbau Linz“ waren damals noch in einem früheren Baustadium.

Zwei Geschehnisse waren es, die die bislang gering geachtete Gefahr aus der Luft in etwas ernsterem Licht erscheinen ließen: der Kriegsbeginn gegen Rußland am 22. Juni 1941, der die deutsche Luftabwehr schwächte und schließlich der 16. Oktober desselben Jahres, als der erste Hochofenabstich stattfand; übrigens ein technikgeschichtlich bemerkenswertes Datum, das für den Anbruch des industriellen Zeitalters in Oberösterreich steht, mit all seinen positiven Seiten und seinen Problemen. Aus diesem Anlaß schuf der Obergießmeister Metal eine Plakette, die daran erinnert.



Abb. 1: Roheisenplakette, gegossen aus der ersten in Linz abgestochenen Roheisencharge.

Erst nun wurden für die einzelnen Bereiche Beobachtungsplätze geschaffen, die sofort nach durchgegebener Luftwarnung besetzt werden sollten. Für die Posten selbst wurde eine Art Schichtplan aufgestellt. Soweit in den Anlagen keine hierfür geeigneten geschützten Standorte vorhanden waren, wurden an Stellen mit gutem Überblick die reichseinheitlichen Beobachtungshäuschen aufgestellt. Das waren schilderhausähnliche Gebilde aus etwa 25 Zentimeter starkem armierten Beton² mit einer halbkugelförmigen Kuppe. Die Seitenwände waren mit Sehschlitzen versehen und den freien Zugang schützte eine ebenfalls aus Beton bestehende Kulisse. Da bei Luftangriffen mit dem Ausfall der werksinternen Telefonverbindung gerechnet werden mußte, waren die Posten außer mit dem normalen noch zusätzlich mit einem Feldtelefon ausgerüstet. Von hier aus konnten wahrgenommene Schäden der Einsatzleitung bekanntgegeben werden, die die nötigen Befehle zu geben hatte, wie die Abschiebung bestimmter Gas- oder Wasserleitungen, das Ausrücken von Gasrettungstrupps, den Feuerwehreinsatz u. a. m. Soweit der Stand der Dinge um die Jahreswende 1941/42. Die Abwürfe von Bombenteppichen auf deutsche Städte mit den Masseneinsätzen der sogenannten fliegenden Festungen standen noch bevor. So wurden in Berlin Häuser, die durch Bombeneinschläge zerstört waren, zu diesem Zeitpunkt noch mit Zäunen umgeben, die die Aufschrift „Baustelle“ trugen. In der anlaufenden Linzer Großindustrie überwog die Sorge um die Abwehr von Sabotage und Ausspähung die um den Schutz vor Luftangriffen damals noch weitaus.

Erst etwas später, die militärischen Vernebelungsanlagen waren noch nicht aufgestellt, wurden auf Initiative der beiden Werke primitive Nebelöfen bereitgestellt. Bei den Reichswerken bestanden sie aus waagrechten Schwarzblechquadern ohne Schamotteauskleidung mit offenen Türen, durch die das Brenngut, teergetränktes Reisig, eingebracht wurde. Nach dem Anzünden entwickelte sich ein schwarzer Qualm, der, von der Luftströmung getrieben, über den Boden dahinzog. Die z. T. hochragenden Betriebseinrichtungen, wie Hochöfen oder der Koksturm wurden durch diese Art Tarnung nicht der Sicht aus der Luft entzogen, wie ein Spaziergang auf den Pfenningberg anlässlich des Probetriebes ergab. Postiert waren diese Öfen in Abständen von jeweils etwa 30 Metern entlang der Werksgrenze. Im benachbarten Stickstoffwerk wurde der Nebel der Eigenart des Betriebes gemäß mit chemischen Mitteln erzeugt. In flachen offenen Blechkisten wurden Sägespäne mit einer konzentrierten Ammonchloridlösung getränkt. Nach Einsetzen des Fliegeralarms wurde konzentrierte Salpetersäure auf diese Mischung gegossen, die sofort zu brennen begann und fast explosionsartig dichte weiße Rauchschwaden entwickelte. Nachteilig war nur, daß die Angriffe oft länger dauerten als die Qualmentwicklung. Die schwarzen Öfen der Hütte Linz gerieten bald in Vergessenheit und rosteten friedlich vor sich hin; die Stickstoffwerke hielten hingegen an ihrer privaten Vernebelung fest, zumal sie rascher in Betrieb gesetzt werden konnte als die der Hütte Linz. Diese mehr oder weniger tastenden Vorkehrungen waren noch der deutschen Luftkriegsführung mit ihren Angriffen auf Punktziele angepaßt. Die später aufgestellten Nebelfässer des Heeres, die Chlorsulfonsäure unter Druck verdüsten, waren, weil weitgehend zeitunabhängig, den erwähnten Tarnungssystemen jedenfalls überlegen.

Der Vollständigkeit halber seien noch eine Art Potemkinscher Dörfer genannt. So wurde zum Beispiel unterhalb von Eferding nahe der Donau ein maßstabgetreues Modell der Hütte Linz aufgebaut. Es sollte den feindlichen Fliegern ein Eisenwerk vortäuschen und

² Ein gedeckter Beobachtungsstand wie oben beschrieben, befand sich noch mehrere Jahre nach Kriegsende unmittelbar am linken Donauufer wenige hundert Meter oberhalb der Nibelungenbrücke.

sie zum Bombenabwurf auf ein Phantom verleiten. Leider hat es seinen Zweck nie erfüllt. Anfang 1943 ging man daran, besonders neuralgische Werkseinrichtungen zu schützen. Im Stickstoffwerk war das in erster Linie das Lager für verflüssigtes Ammoniak, das der physikalischen Eigenart dieses Stoffes entsprechend, unter Druck in Kesseln eingelagert war. Eine Beschädigung dieser großen Druckbehälter hätte unabsehbare Folgen nach sich gezogen. Dieses Lager wurde mit einem außerordentlich starken, schwer bewehrten Bunker überbaut. Heute hat dieser samt den darin befindlichen Kesseln nur noch musealen Wert, da die Lagerung von verflüssigtem Ammoniak drucklos durch Unterkühlung in gefahrloser Weise vor sich geht.

Ein weiterer kritischer Punkt war das Lagergebäude für Kalkammonsalpeter mit einem Fassungsraum von etwa 30.000 Tonnen. Es bedarf hier einer Rückblende und Erklärung. Reines wasserfreies Ammonnitrat kann mittels einer sehr starken Initialzündung zur Detonation gebracht werden. Außerdem ist es sehr hygroskopisch. Aus beiden genannten Gründen wird es zusammen mit feinst gemahlenem Kalksteinmehl granuliert. Die einzelnen Körner werden zudem noch mit einer Pudermasse umgeben, die das Zusammenbacken im Haufwerk erschwert. Um sich Klarheit über eventuelle Folgen eines Bombentreffers im genannten Lager zu verschaffen, wurden in Zusammenarbeit mit dem Heer Großversuche auf einer steirischen Alm vorgenommen.³ Als Initialzündung wurden nicht weniger als 500 Kilogramm Donarit verwendet, die mit Kalkammonsalpeter umgeben wurden. Diese Versuche wurden in verschiedener Weise variiert. Ein Durchdetonieren des Haufwerks trat in keinem Falle ein. Zwei Treffer im Lagerbau im späteren Verlauf der Zeit richteten, außer am Gebäude selbst, keinen weiteren Schaden an.

Um bei Treffern im Wasserleitungssystem eine rasche Notwasserversorgung zu gewährleisten, wurde im Ruhrgebiet ein neuartiges Feuerwehrfahrzeug entwickelt, das auch bei beiden Linzer Werken in Verwendung stand. Auf dem Chassis war ein vier Tonnen Wasser fassender Behälter aufgesetzt, hinter dem sich die übliche Kreiselpumpe mit den genormten Schlauchanschlußstutzen befand. Diese Feuerwehrautomobile haben sich dann später im Einsatz sehr bewährt und dürfen als die Ahnen der derzeit auf internationalen Flugplätzen verwendeten Löschfahrzeuge gelten, nur mit dem Unterschied, daß letztere wesentlich größer und rascher beweglich sind. Löschschaum konnte, bzw. kann man mit beiden bereiten. Bei der Chemie Linz stand ein derartiges Löschfahrzeug noch jahrelang nach Kriegsende in Verwendung. Die übrige Feuerwehrausrüstung entsprach der bei Hüttenbetrieben und chemischen Fabriken üblichen mit Schwerpunkt in der Gasschutzrüstung.

Empfindliche Stellen waren in beiden Werken die mächtigen Gasleitungen, die zumeist auf Rohrbrücken, also in exponierter Lage verlegt waren. Jeder zufällige Bombensplitter konnte die relativ dünnwandigen Rohre aufreißen. Das hierbei ausströmende Gas konnte, abgesehen von der verursachten Betriebsstörung, Brände entwickeln. Nun ist das Flickern beschädigter Gasleitungen keine einfache Sache, da vor Beginn der Schweißarbeiten das brennbare Gas von Luft oder einem inerten Gas verdrängt werden muß. In denkbar einfacher Weise umging man diesen aufwendigen Arbeitsprozeß durch massenweise angefertigte Weichholzkegel unterschiedlicher Größe mit einem Basisdurchmesser von etwa 30 Zentimeter bis hinunter zu einem halben. Sie wurden waschkorbweise an verschiedenen Stellen bereitgehalten und in die unregelmäßig zerkackten Löcher in den Rohrwandungen eines neben dem anderen in passender Größe hineingetrieben. In den Leckstellen staken dann so viele Kegel jeglicher Größe, daß nur mehr ganz geringfügige undichte Stellen vorhanden waren, die mit Hüttenlehm verschmiert wurden.

³ Einen bebilderten Bericht hierüber sah der Verfasser Ende März 1948 ein.

Zur besseren Abstimmung der oben genannten aufeinander folgenden Produktionsprozesse waren mehrere Gasbehälter vorhanden. Im Stickstoffwerk waren dies durchwegs die unmoderneren, leicht verletzlichen Glockenbehälter. Bei diesen führte jede Verletzung sowohl der Glocke wie auch der Wasserwanne zum Verlust des Gasinhalts. Überdies war bei derartigen Vorkommnissen die Brandgefahr groß. Hingegen waren bei der Hütte Linz sowohl für Gicht- wie auch für Kokereigas Behälter vorhanden, bei denen eine Scheibe auf dem Gasinhalt wie auf einem Polster schwebte. Im Luftkrieg brachte das einen kleinen Vorteil mit sich: eine Durchlöcherung der Wandung mußte nicht unbedingt zu einem Gasverlust und mithin zur Ausschaltung des Behälters führen, sofern die Schadenstelle nur oberhalb der Scheibe lag. Allerdings konnte dann die Befüllung nur bis unterhalb der Durchlöcherung erfolgen, doch war die Schadenbehebung bei nicht unterbrochenem Betrieb immerhin denkbar.

Nach allem bisher Gesagtem versteht es sich von selbst, daß die wichtigste und unerläßliche Vorkehrung gegen Bombenschäden in der Stilllegung der Anlagen im Gefahrenfall bestand. Da diese auch drucklos zu machen waren und die jeweils vorhandenen Energien, insbesondere an Gas, noch genutzt, das heißt verbraucht werden sollten, war den Werken an einer möglichst frühzeitigen Luftwarnung gelegen, zumal ja der Belegschaft noch Zeit gegeben werden mußte, die Schutzräume aufzusuchen. Daß die Betriebsführung unter derartigen Umständen alles eher denn einfach war, kann man sich unschwer vorstellen.

Zum Unterschied von der Hütte Linz besaßen die Eisenwerke Oberdonau keine eigene Energiequelle, sondern bezogen den Strom für den Betrieb ihrer Anlagen vom Kraftwerk in der Nähe des Donauufers. Die Stromverteilung erfolgte von einer zentralen Verteilerstelle aus. Im Falle eines Volltreffers in diese war die Stilllegung des gesamten Eisenwerkes zu befürchten. Man entschloß sich deshalb zu einem bunkerartigen Anbau an die Stromverteilerzentrale, in dem in primitiver Form die gesamte elektrische Einrichtung spiegelbildlich eingebaut wurde.

Die neuralgischsten Stellen im Stickstoffwerk waren die Hochdruckbetriebe (im Bild das mittlere, von Werkstraßen umgrenzte Rechteck zwischen Hochdruck- und Salzstraße). Die sechsstufigen Kompressoren, vier an der Zahl, zu je 1.000 Kilowatt Energiebedarf hatten jeder für sich eigene Fundamente, um die das Gebäude der Schwingungen wegen mit getrennten Grundfesten herumgebaut war. Um jeden einzelnen Kompressor wurden Splitterschutzwände nach dem Anker-Steinbaukastensystem errichtet. Die einzelnen Bausteine bestanden aus zwei Meter langen, vierzig Zentimeter breiten und zwanzig Zentimeter starken armierten Betonbalken, die in ein Fachwerk aus Profileisen eingeschoben wurden. Die Ammoniaksynthese ging in etwa zehn Meter hohen doppelwandigen (aufgeschrumpften) Rohren vor sich. Jeder dieser Katalytöfen (Betriebsdruck 350 atü, Temperatur etwa 450°) war an drei Seiten von dünnen Betonmauern umgeben, ähnlich den Schaltzellen in Umspannwerken. Splitter konnten übrigens diesen etwa hundert Tonnen schweren Reaktoren kaum etwas anhaben. Die an der Gasstraße gelegenen, oben genannten Methanspaltöfen sowie die Kohlenoxidkonvertierung (südöstlichstes Rechteck) wurden mit Splitterschutzwänden versehen. In den Reichswerken verbot sich die Anwendung derartiger Schutzbauten weitestgehend wegen der Größe der Objekte, ausgenommen den Maschinenbetrieb, in welchem Gebläse den Hochöfen die Druckluft zuführten.

DER PERSONENSCHUTZ

Etwa gegen Ende des Jahres 1940 war der Ausbau der Reichswerke voll im Gange. Damals waren ungefähr 20.000 Personen im Werksgelände hauptsächlich mit Bau- und Montage-

arbeiten beschäftigt, in der überwiegenden Zahl Ausländer: Tschechen, Italiener, dienstverpflichtete Polen und Franzosen, später auch Griechen und Türken. Sie alle wurden in Barackenkomplexen untergebracht, die fast ausnahmslos außerhalb des Industriegeländes lagen. Aber auch in diesem selbst standen zahlreiche Baracken: die Küchenbetriebe, die Werksschule, ebenso auch das Ledigenheim für deutschsprachige Angestellte und zahlreiche Büros waren in solchen Behelfsunterkünften einquartiert. Erst im Zuge der Fertigstellung der Wohnbauten auf dem Spallerhof und Bindermichl trat, wenigstens für die einheimischen und die deutschen Beschäftigten eine gewisse Entspannung ein. Auch die Büros der deutsch-amerikanischen Firma Brassert, nach deren Plan die Reichswerke gebaut wurden und der auch die Bau- und Montageaufsicht oblag, war in Baracken untergebracht.⁴

Nur für diese wäre daher auch unter friedensmäßigen Bedingungen dieses Provisorium gerechtfertigt gewesen. Am Rande sei noch vermerkt, daß die Einrichtung dieser Behelfsbauten im Werk durchaus komfortabel war und sich etwa von militärischen Anlagen dieser Art wesentlich unterschied.

Durch diese zahlreichen nicht unterkellerten Behelfsbauten war allerdings der Luftschutz im gesamten Werksgelände ein zunächst unlösbares Problem. Zwar waren zwischen den Fundamenten der bereits fertiggestellten Betriebsbauten, deren Decken ja gewaltige Lasten zu tragen hatten, natürliche Schutzräume vorhanden, die von der Belegschaft, als die Lage einmal prekär geworden war, auch gerne aufgesucht wurden, aber ihre Aufnahmefähigkeit reichte über die Zahl der Beschäftigten in diesen Anlagen kaum hinaus. Soweit schon feste Verwaltungsbauten, Labors und Magazine bestanden, waren deren Keller den Luftschutzbedürfnissen gemäß ausgebaut und entsprachen der üblichen Ausrüstung in den Wohnbauten der Stadt, die als bekannt vorausgesetzt werden darf. Für die übrige Belegschaft standen hingegen — unabhängig vom betrieblichen Rang der eingeteilten Personen — zunächst nur Splitterschutzgräben zur Verfügung. Diese hatten betonierte Wandungen und Decken. Nur diese waren armiert und etwa 30 Zentimeter stark.

Zwischen den Reichswerken und den Stickstoffwerken einerseits und der Ruhrindustrie, insbesondere den Kruppwerken in Essen sowie der I. G.-Farben andererseits, bestanden lebhafte dienstliche und persönliche Kontakte. Etwa ab dem Jahresende 1941 machte sich seitens der Besucher aus dem „Altreich“, aber auch heimischer Werksangehöriger nach ihrer Rückkehr von Dienstreisen zunehmend Erstaunen und Kritik über die unzureichenden Vorkehrungen zum Personenschutz geltend. Es wäre verfehlt, aus heutiger Sicht ein hartes Urteil darüber zu fällen, denn zu diesem Zeitpunkt glaubte noch niemand ernstlich an Luftangriffe auf Österreich. Und daß Splitterschutzgräben und Keller zum Schutz gegen die Luftgefahr ausreichten, war eine Ansicht, die noch auf den Erfahrungen der beiden ersten Kriegsjahre beruhte. Wenn man die Splitterschutzgräben nur in genügend großer Entfernung von den Betriebsobjekten anlegte, meinte man schon genug getan zu haben; eine Ansicht, die sich an der deutschen Luftkriegsführung, besonders der Stukas mit ihren Angriffen auf Punktziele orientierte. Der Glaube an den österreichischen Luftschutzkeller geriet erst ins Wanken, als ziemlich unvermittelt der massenhafte Einsatz der „fliegenden Festungen“ vom Typ Liberator und Lancaster einsetzte und auf deutsche Städte schwere Bomben bislang noch nicht verwendeten Kalibers abgeworfen wurden. In Sachen der Errichtung von Luftschutzbauten überschritten sich zudem mehrere Kompetenzen: die Gauleitung, die Stadtverwaltung und schließlich die Werke selbst, denen die Zementanfor-

⁴ Die deutsch-amerikanische Berg- und Hüttenbaugesellschaft (DBHG) wurde nach dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten von Amerika in die Hermann-Göring-Werke einbezogen.

derung oblag und die nicht durch übertriebene Ängstlichkeit auffallen wollte, wenn man vom drückenden Mangel an Arbeitskräften absieht.

Dieser Gefahrenunterschätzung unterlag ich selbst auch. Nach einem arbeitsreichen Tag in Essen lag ich abends ermüdet in meinem Hotelzimmer im fünften Stockwerk, als Voralarm gegeben wurde, dem wenig später der Hauptalarm folgte. Zwischendurch hörte man die Flak belfern, aber keine Bomben fallen und so blieb ich eben im Bett liegen, auch als sich das alles etwas später wiederholte. Zwei Tage später, wieder nach Linz zurückgekehrt, las ich in der Zeitung von einem schweren Angriff auf die Essener Innenstadt in der Nacht nach meiner Abreise. In den vorhergegangenen vierundzwanzig Stunden hatten vermutlich alliierte Aufklärer nur die günstigste Anflugrichtung und die weichsten Stellen der Verteidigung erkundet. Bei meiner nächsten Dienstreise nach Essen mußte ich mir eine andere Unterkunft suchen.

Den gründlichsten Stoß erhielt der bisherige Optimismus nach dem ersten Angriff auf eine österreichische Stadt, nämlich Wiener Neustadt, dem bald darauf der auf Steyr folgte. Nun ging man in großer Eile und Energie daran, Hochbunker zu bauen, die auch Treffern von 500-Kilogramm-Bomben standhalten konnten.

Noch ehe die Stadt Stollen zu Luftschutzzwecken in den Linzer Sandstein sprengte, gelang es den Hermann-Göring-Werken einen aufgelassenen Weinkeller in der Verlängerung der Kapuzinergasse zu mieten. Er wurde der großen Entfernung vom Werk wegen nicht als Luftschutzzstollen, sondern zur Einlagerung großer Kartoffelmengen für die sogenannten Versorgungsbetriebe verwendet. Trotzdem wird von ihm noch zu reden sein.

In den Stickstoffwerken ging man bereits im Frühsommer 1944 daran, zwei Hochbunker zu bauen. Der größere befindet sich noch heute in der Nähe des Haupteinganges und bot 2.500 Personen Schutz, die dort allerdings gedrängt stehen mußten. Die Belüftung erfolgte händisch mit einer Art von Luftmühlen. Der Aufenthalt stellte allerdings harte Anforderungen an Herz, Kreislauf, Lunge und — an das Geruchsorgan. Die Fenster mit steiler Überdeckung dienten nicht nur der Entlüftung, sondern waren zur Beobachtung bestimmt. Von dort aus wurden allfällige Wahrnehmungen an die Leitstelle weitergegeben, die die entsprechenden Anordnungen zu treffen hatte. Zugänglich waren diese, selbstverständlich glaslosen Fenster vom Inneren aus nur durch Schikanen, die die Druckwellen der Detonationen für die im Bunkerinneren befindlichen Personen zu mildern hatten. Ein unmittelbarer Anbau mit offenem Zugang diente zur Aufnahme eines Feuerwehrfahrzeuges vom bereits geschilderten Typ.

Diese Feuerwehrgarage wurde nach dem Krieg zu einem Isotopenlabor umfunktioniert. Nach dem Einbau einer Schwerepatbetonmauer wurde dort mit 500 Curie Kobalt 60, das entspricht 500 Gramm Radium, gearbeitet.

Ein weiterer kleinerer Bunker wurde in der Nähe des Werkshafens errichtet. Im Zuge der Werkserweiterung Richtung Hafenkopf mußte er abgerissen werden. Dies nahm mehrere Wochen harter Arbeit, eine Menge Sprengstoff und viel Preßluft in Anspruch.

In der Hütte Linz wurde das Problem des Schutzbaues vom Hochofendirektor Dipl.-Ing. Branhofer nach den schmerzlichen Erfahrungen des ersten Angriffs in genialer Weise rasch und kostensparend gelöst, doch bedarf es hier zunächst einer vorausgehenden Erklärung: Beim Hochofenabstich fällt auch, und zwar in etwa dreifachem Volumen des Eisens, flüssige Schlacke an, die in schienengängigen Schlackenpfannenwagen aufgefangen wird, die auf eine künstlich errichtete Rampe hinauffahren und von dort ihren Inhalt auf eine mäßig geneigte schiefe Ebene abkippen.

Im Sommer 1944 war auf der Schlackenhalde eine viereinhalb bis fünf Meter dicke Schicht entstanden, die felsenhart und eine Art Glas war. Branhofer beorderte Knappen vom Erz-

berg nach Linz, die im Schotterboden unter der Schlackendecke Stollen vortrieben, die bergmännisch ausgezimmert wurden. Vom Hauptgang zweigten fiederförmig kurze Quergänge ab. In der Mitte dieses Systems befand sich ein etwas breiterer Raum für die Einsatzleitung, der neben der Sanitätsstation als einziger mit Bänken versehen war. Auf dem Tisch dazwischen standen die Telefone, die Verbindung mit den Beobachtungsposten. Die Be- und Entlüftung erfolgte durch handbetriebene Gebläse. In der nun kommenden kühlen Jahreszeit war es unter der Schlackendecke zwar angenehm warm, aber die hohe Luftfeuchtigkeit und der Brodem der dicht gedrängt stehenden Menschen sorgte nach oft stundenlangem Aufenthalt für eine lebhafte Inanspruchnahme der Werkssanität. Für diese stand



Abb. 2: Der große Hochbunker der Chemie Linz, unweit des Werkseinganges. Der stark umrandete Teil war seinerzeit nach vorne offen und für die Aufnahme eines Feuerwehrfahrzeuges bestimmt. Die übrigen Anbauten stammen aus der Nachkriegszeit. Fassungsraum etwa 2.500 Personen.

übrigens noch ein Hochbunker, ebenfalls 1944 fertiggestellt, zur Verfügung, in dem der Werksarzt residierte, sofern es ihm gelang, bei Luftalarm zeitgerecht vom Werksspital nahe dem heutigen Ledigenheim in den Hochbunker nahe dem Sportplatz im Werk zu kommen. Die derzeitige Widmung dieses Betonklotzes ist aus dem Bild zu ersehen.

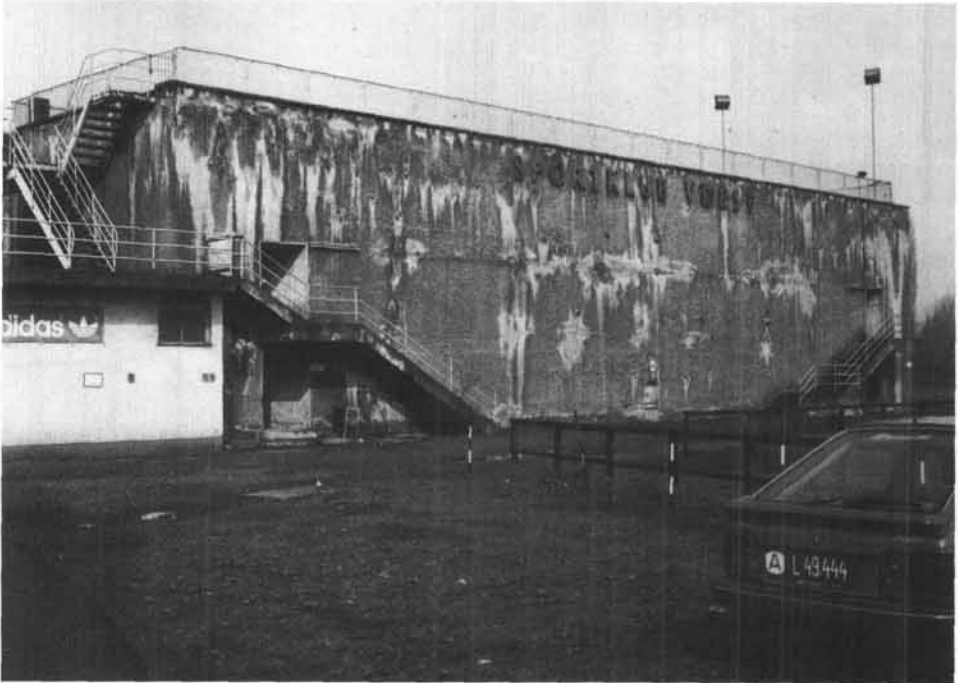


Abb. 3: Sogenannter Sanitätsbunker in den R.H.G., Hütte Linz. Der erste in der Linzer Großindustrie fertiggestellte Hochbunker. Vor Bau des sogenannten Branhoferstollens diente er auch als Leitstelle bei Luftangriffen. Der Schutz gegen Bomben schweren Kalibers darf in Zweifel gezogen werden. Die derzeitige Nutzung ergibt sich aus dem Bild selbst.

Ein weiterer Hochbunker befindet sich im Gelände der seinerzeitigen Eisenwerke Oberdonau. Die mächtige Deckenkalotte von mehreren Metern Dicke ist massiver, schwer armierter Beton bester Zusammensetzung.

Was die Widerstandsfestigkeit der genannten Hochbauten gegen Einschläge betrifft: Der große Bunker in den Stickstoffwerken wurde an den Wänden zweimal von Bomben gestreift. Die Geller krepitierten unmittelbar an den Fundamenten, eine Beschädigung trat nicht ein. Ob der sogenannte Sanitätsbunker der Hütte Linz Bomben des schweren Typs genügend Widerstand bieten konnte, ist zweifelhaft, aber erfreulicherweise nicht zu entscheiden.

In der Leitstelle des Branhoferstollens erlitten wir bei einem Tagesangriff im Herbst 1944 einen schweren Prellschlag, der von einem ohrenbetäubenden Knall begleitet war. Nach der Entwarnung musterten wir die Halde. Es stellte sich heraus, daß einer der Einschläge genau über der Leitstelle saß. Die Bombe hatte einen Trichter aufgerissen, dessen Tiefe sich nicht

genau ermitteln ließ, da sein Grund mit säbelartigen Splittern bedeckt war. In der Wandung zeigten sich zwar Risse, aber die Zimmerung aller Stollen und Gänge war vollkommen intakt. Das originelle Luftschutzsystem hatte seine Bewährungsprobe bestanden. Gegenwärtig ist davon nichts mehr zu sehen. Sogar die Betonkragen und Schikanen an den Zugängen sind längst schon von neuen Schlackenmassen überdeckt.

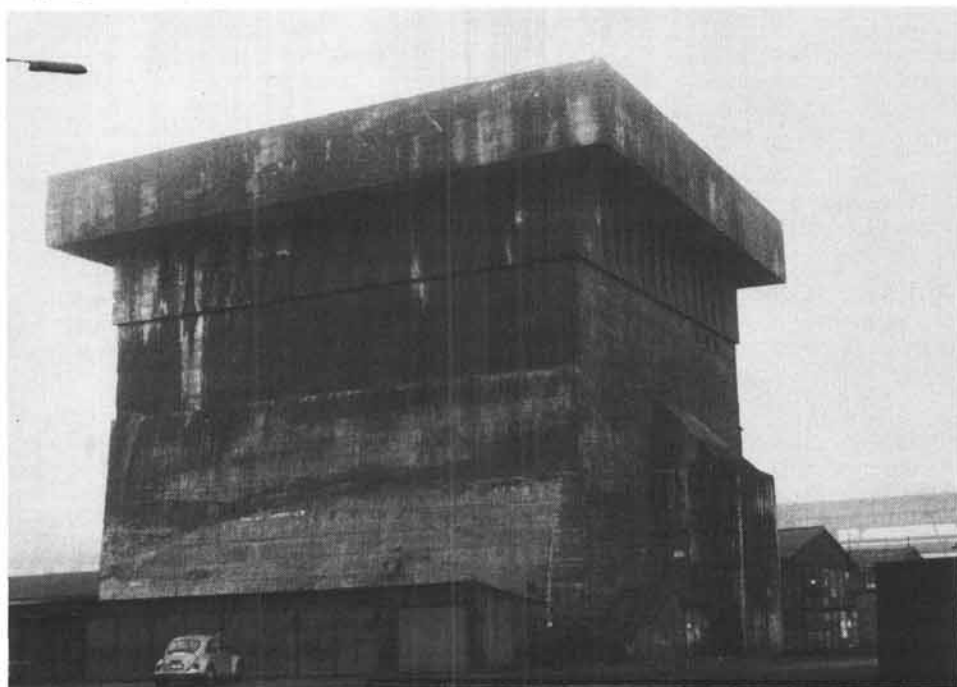


Abb. 4: Hochbunker in den ehemaligen Eisenwerken Oberdonau. Die abgesetzte Decke in etwa drei Meter Dicke besteht aus massivem bewehrten Beton.

Der Vollständigkeit halber seien noch die Einmannlöcher erwähnt, die für den Fall gedacht waren, daß man von einem Angriff überrascht wurde und nicht mehr Zeit genug fand, einen Schutzraum aufzusuchen. Auch diese Vorkehrung war auf einen Erfahrungsmangel zurückzuführen. Schon nach den ersten Angriffen stand es fest, daß zwischen Vorwarnung und Alarm genügend Spielraum zum Aufsuchen des nächstgelegenen Kellers oder Splitter-schutzgrabens vorhanden war. Manche Belegschaftsmitglieder hatten jedoch einen unüberwindlichen Horror, einen Luftangriff unter Bodenniveau zu überstehen. Nach Fertigstellung der oben erwähnten Schutzbauten, die durchwegs gerne aufgesucht wurden, erübrigte sich der Aufenthalt im Freien. Auch ich konnte den ersten Luftangriff am 25. Juli 1944 von einem Einmannloch aus beobachten, was eines sonderbaren akustischen Eindruckes wegen erwähnt sei. Unvermittelt hörte man ein rasch anschwellendes Rauschen, vergleichbar mit einem starken tropischen Sturzregen. Erst mehrere Sekunden später krepitierten die Bomben.

Erwähnenswert ist noch der Einsatz von einem Trupp KZ-Häftlingen, die in einem Ableger der Hauptwerkstätte beschäftigt wurden. Ab 1943 wurden Großversuche zur Herstellung von Schlackenwolle und Schlackengruß unternommen. Zur Produktion selbst kam es

nicht, da für nicht kriegswichtige Erzeugnisse weder Transportraum noch Arbeitskräfte zur Verfügung standen. Auch in der Versuchsanlage für Schlackenruß wurden die Häftlinge beschäftigt. Sie wurden täglich am Morgen von der Bewachungsmannschaft an ihre Arbeitsplätze geführt und bei Voralarm geschlossen weggebracht. Ihr Lager befand sich in den Traunauen unweit von Zizlau. Die Arbeitsleistung war, gemessen am schlechten Ernährungszustand gut. Unübersehbar war ihr ständiges Bemühen, es nur ja ihren Vorgesetzten recht zu machen. Jedenfalls war ihnen an der Arbeit im Betrieb viel gelegen, da sie hier vor Rohheitsakten geschützt waren. Möglicherweise war ihre Verpflegung auch etwas besser als die im Lager.⁵

Einen Schutzraum besonderer Art hatten sich die Versorgungsbetriebe ausgedacht. Nicht etwa für die dort Beschäftigten, sondern für die Kartoffelvorräte. Im wenig gefestigten Sandstein des Limonikellers waren sie in flachen Horden gelagert. Leider waren die Keller nur flach gewölbt, was, baustatisch gesehen, bedenklich war. Unter dem Einfluß der Feuchtigkeit, die die Jahresvorräte für 20.000 Menschen entwickelten, bröckelte der Stein an der Übergangsstelle der senkrechten Gangbegrenzung zur flachen Wölbung ab. Diese fortschreitende Zerstörung ging schließlich so weit, daß die Decke hohl nach unten gewölbt war und in großen Schollen abbrach, wobei ein Arbeiter ums Leben kam. Der nämliche Vorgang spielte sich auch in einem benachbarten Luftschutzstollen ab,⁶ der zu dieser Zeit glücklicherweise nicht besetzt war. Die mittelalterlichen Baumeister waren seinerzeit mit gutem Grund vom romanischen Rundbogen zum gotischen Spitzbogen übergegangen. Dieser Exkurs zum Rande des Kriegsgeschehens hat Anspruch auf das Interesse des Zivilschutzes. Sollten die Stollen im Linzer Sandstein jemals für eine allfällige weitere Verwendung bereitgehalten werden, dann müßte für eine zeitgerechte bergmännische Auszimierung Vorsorge zu treffen sein. Diese Zeit hatte im Jahre 1944 gefehlt.

DIE WERKSHEIMATFLAK

Innerhalb der Linzer Werke hatte das Heer keine Flakstellungen. Der Grund hierfür lag auf der Hand: die bedrohten Rüstungsbetriebe sollten für den Angreifer nicht noch mehr gefährdet werden, oder, und mit anderen Worten gesagt, das Zielgebiet sollte weitest möglich auseinandergezogen werden. Dieses an sich berechnete Prinzip wurde bis gegen Ende 1942 aufrechterhalten. Neben der schweren war auch die leichte Flak mit Luftwaffensoldaten besetzt, aber in Luftkämpfen über deutschen Städten noch kaum zum Einsatz gekommen. Andererseits rief die Front nach den schweren Rückschlägen im zweiten Rußlandwinter dringender denn je nach Ersatz und die leichte Flak mit dem Zwei-Zentimeter-Kaliber mußte mit Zivilpersonen besetzt werden. Da zu diesem Zeitpunkt, bis zum Frühjahr 1943 einige Luftangriffe noch aus geringeren Höhen erfolgten, hielt man die Zwei-Zentimeter-Flak für unentbehrlich, zumindest um den Gegner zum Ausweichen in die Höhe zu zwingen. Bei alledem halte man sich vor Augen, daß die schweren Massenangriffe der fliegenden Festungen noch bevorstanden. Aus besagten Gründen wurde in den

⁵ Zur Häftlingsarbeit in der Hütte Linz vgl. Helmut Fiederer, Nebenlager des Konzentrationslagers Mauthausen in der Hütte Linz der Reichswerke „Hermann Göring“. In: HistJbL 1985, bes. 103 ff. Die Lager selbst befanden sich nicht im Gebiet der Hütte Linz.

⁶ Kutschera, Fliegerangriffe (wie Anm. 1), 247. Von einem Deckenabbruch im benachbarten Luftschutzstollen, der sich noch während des Krieges ereignete — der Stollen war zu dieser Zeit nicht besetzt — erfuhren wir bei den Untersuchungen des erwähnten tödlichen Betriebsunfalles.

Linzer Rüstungsbetrieben die leichte Flugabwehr daher mit Werksangehörigen besetzt, die für den Frontdienst schon zu alt oder noch nicht alt genug waren. Auch die meisten u. k.-Gestellten kamen für den Heimatflakdienst innerhalb der Werke in Betracht.

Die betreffenden Personen wurden — mit leichtem Zwang — seitens der Betriebe für den Flakdienst freigegeben und bei den Reichswerken vom Werksarzt Dr. Kortschak auf gesundheitliche Eignung untersucht, wobei ziemlich großzügig vorgegangen wurde. Da die Arbeitszeit 65 Wochenstunden betrug, wurde der Flakdienst, um eine übermäßige Belastung der Männer zu verhindern, umschichtig geleistet; eine Woche Dienst, zwei Wochen frei. Nach Ablauf der Arbeitszeit begaben sich die Männer, deren Woche gerade an der Reihe war, unverzüglich in die Unterkunft der Heimatflak, die der Betrieb bereitgestellt hatte. Dort war zwei Stunden Unterricht und dann, abgesehen vom Wachdienst, Nachtruhe, sofern keine Vorwarnung oder gar Fliegeralarm gegeben wurde. Die Schlafsäle waren nachts beleuchtet. Für die Wachhabenden standen in der kalten Jahreszeit pelzgefütterte Mäntel zur Verfügung. Später, als das Rekrutenstadium schon durchlaufen war, entfiel der Unterricht weitgehend. Samstag nachmittags und an Sonntagen wurde an der Waffe geübt. Für die älteren Männer war der Flakdienst eine schwere Belastung, zumal die Betriebsarbeit wegen der oft unwilligen Fremdarbeiter, den Verständigungsschwierigkeiten und anderen kriegsbedingten Unzulänglichkeiten allein schon anstrengend genug war. In den Stickstoffwerken wurden die Lehrlinge zudem als Melder eingesetzt.

Kommandant dieser paramilitärischen Einheiten in den drei Linzer Rüstungsbetrieben war zunächst ein älterer umgänglicher Hauptmann, der schon im Ersten Weltkrieg gedient hatte. Er wurde bald von einem jungen Oberleutnant namens Speer abgelöst, der von der schweren Flak abkommandiert worden war, sich aber bei den Batterien kaum jemals sehen ließ. Seine Existenz tat sich hauptsächlich durch schriftliche Erlässe und Weisungen kund, die seine Unterschrift trugen.

Die zur Heimatflak eingezogenen Männer wurden beim Flakregiment in Wegscheid vereidigt. Bei Fliegeralarm hatten die jeweils Eingeteilten ihre Arbeitsplätze sofort zu verlassen und zu ihren Gefechtsstationen zu eilen. Bei der ohnehin angespannten Arbeitslage war der damit verbundene Zeitverlust nur schwer zu verkraften, zumal gerade bei Alarm der Betrieb abgestellt werden mußte, wobei alle Hände voll zu tun hatten.

Die Waffe war eine automatische Kanone, System Oerlikon, gut durchdacht und auf den ersten Blick als saubere Schweizer Arbeit kennbar. Für den Richtkanonier war ein drehbarer Sitz vorgesehen, von dem er aus mittels zweier Handräder das Geschütz schwenken und die Elevation regeln konnte. Die Schußauslösung erfolgte von zwei Pedalen aus, mit denen Dauer- oder Einzelfeuer ausgelöst werden konnte. Optische Zielvorrichtungen waren nicht vorhanden, aber ein sinnvoll gestaltetes verschiebbares Visier ersetzte diesen Mangel einigermaßen. Das Magazin umfaßte 20 Patronen, die Projektile waren Aufschlagzylinder. Erfolgte ein solcher nicht, dann kreperte das Geschosß beim Erreichen des Kulminationspunktes. Der geradezu explosiven Entwicklung der Flugzeugtechnik hinkte die Zwei-Zentimeter-Oerlikon in hoffnungsloser Weise nach, denn die Reichweite in der Höhe betrug nur 1.800 Meter, mehr konnte aber von einem Geschosß dieses geringen Kalibers auch nicht verlangt werden.

Nach vorangegangenen Exerzieren am Geschütz ohne Patronen erfolgte an einigen Wochenenden das Scharfschießen auf ein Phantom, das ein Übungsflugzeug an einem einige hundert Meter langem Seil nachschleppte. Dieses Probeschießen fand am Donauufer der Hütte Linz statt; das Flugzeug zog seine Schleifen über dem Pfeningberg. Damit war das Rekrutendasein beendet und die Geschütze wurden in die Gefechtsstellungen gebracht. Besonders beliebt waren hierfür zunächst hochgelegene Punkte mit freier Rund-

umsicht, wie etwa die Flachdächer von Betriebsgebäuden. So wurden zum Beispiel zwei Oerlikonkanonen auf dem Dach des Hauptmagazins der Hütte Linz aufgestellt, wo ein untergelegter Balkenrost die Last auf die Dachkonstruktion verteilte. Diese Postierung erregte bei jedem denkfähigen Menschen Staunen und Kopfschütteln, war doch die Mannschaft den Splitterwirkungen der Bomben schutzlos ausgesetzt. Bekam der betreffende Bau aber gar einen Volltreffer ab, dann wären Mann und Kanone verloren gewesen.

Glücklicherweise setzte sich hinsichtlich dieser Aufstellung bald die Vernunft oder die bitteren Erfahrungen aus dem Ruhrgebiet durch und die Kanonen wurden in Erdstellungen verlegt. Die Wochenendbeschäftigung der Männer bestand nun im Stellungsbau. Der ging so vor sich, daß zunächst starke Pfähle in Form eines Siebenecks in den Erdboden gerammt, verankert und an der Außenseite mit Pfosten besäumt wurden. Eine Seite des etwa drei Meter großen Polygons blieb als Zugang frei. Außen wurde die schulterhohe Stellung mit einer breiten Erdschüttung versehen, die in zwei Meter Breite waagrecht und noch weiter außen in natürlicher Böschung zum Boden verlief. Dann mußten die vorher mühselig auf das Dach geschafften Geschütze wieder zerlegt, in die Erdstellung geschleppt und dort wieder zusammengesetzt werden. Und nun erst konnte der bisher frei gebliebene Zugang durch eine Art Schikane ebenfalls geschützt werden.

Anlässlich eines Besuches Görings bei den Eisenwerken und der Hütte Linz besichtigte er auch die Heimatflak. Er gab sich recht leutselig und gut gelaunt, stellte neben anderen routinemäßigen Fragen auch die über das Essen. Während niemand sonst auch nur den Schatten einer Unzufriedenheit äußerte, sagte ein Frechdachs von einem Lehrling: „Mir ham an Hunga!“ Für heranwachsende Menschen mochte das einigermaßen stimmen, für alle anderen war die Kost zwar etwas knapp aber ausreichend, sie bestand aus der sogenannten Langarbeitervspflegung. Der Oberbefehlshaber der Luftwaffe sagte nach einigen Querfragen Besserung zu, ein Versprechen, das übrigens eingehalten wurde. Dann mußte der erwähnte Lehrbub Göringwitze erzählen, was er nach ausdrücklicher Aufforderung zwar zunächst recht schüchtern und mit gerötetem Gesicht, aber doch tat. Der Bub war eine Zeitlang eine kleine Berühmtheit und die Besichtigung galt als Erfolg, über den noch lange geredet wurde.

Nach all der Plackerei, Aufopferung der kärglichen Freizeit, der ständigen Bedrohung der Arbeitsplätze und Wohnstätten brannten die Männer, ganz unabhängig von ihrer jeweiligen Einstellung darauf, endlich einmal zu Schuß zu kommen. Gegen Ende 1943 schien sich dieser Wunsch zu erfüllen. Erstmals seit Bestehen der Heimatflak wurde Alarm gegeben, dem aber nach einiger Zeit die Entwarnung folgte. Im weiteren Zeitablauf sickerte durch, daß die Angriffshöhen der Liberators, Lancasters und der anderen fliegenden Festungen für die leichte Flak unerreichbar waren. Gegen Ende des Jahres 1944 wurde sie sang- und klanglos aufgelöst. Bei der Abwehr der Tiefflieger im „Altreich“ hatte sie jedenfalls eher Existenzberechtigung als in Linz.

Nachzutragen wäre noch, daß bei der Batterie der Hütte Linz ein Unteroffizier der Luftwaffe als Instruktor und Batterieführer tätig war. Er war bei seiner Mannschaft sehr beliebt, weil er es verstand, ohne unangenehmen Drill die Ausbildung durchzuziehen und in der langweiligen Freizeit eine Art Geselligkeitsverein zu bilden. Nach Auflösen der Heimatflak kehrte er zu seiner Einheit nach Wegscheid zurück. Bei den letzten Kämpfen um Linz ist er gefallen. Fährt man die Straße von Urfahr zur Gis hinauf, kommt man knapp vor Erreichen der Ortschaft Lichtenberg an einigen Soldatengräbern vorbei, die bis vor einigen Jahren noch mit Stahlhelmen geschmückt waren. Unter einem der schlichten Holzkreuze ruht auch der einstige Führer der Flakbatterie, über die hier berichtet wurde.

ANGRIFFE UND SCHÄDEN

Als am 13. August 1943 erstmals eine österreichische Stadt und zwar Wiener Neustadt angegriffen wurde, war damit der Glaube an den „Luftschutzkeller Ostmark“ und die ebenfalls gehörte Meinung, daß Österreich als quasi neutraler Staat niemals unter dem Luftkrieg zu leiden haben werde, gründlich zerstört. Im Feber 1944 wurde Steyr bombardiert, wobei, ebenso wie ich es in Essen erlebt hatte, in der vorhergegangenen Nacht Erkundigungen geflogen wurden, wohl um Flakstellungen und Scheinwerferbatterien auszumachen. Trotzdem kam der erste Industrieangriff auf Linz in den Mittagsstunden des 25. Juli 1944 überraschend, da zu diesem Zeitpunkt die feindliche Luftwaffe bei der Invasion in Frankreich, die am 6. Juni begonnen hatte, taktisch voll eingesetzt war und selbst die Flächenangriffe auf deutsche Städte fast zum Stillstand gekommen waren. Der Tag, an dem die ersten Bomben auf die Linzer Rüstungswerke fielen, mochte kein zufälliger gewesen sein; es war der zehnte Jahrestag des Juliputsches!

Dieser erste Angriff war, nicht was die Zahl der eingesetzten Geschwader oder der abgeworfenen Bomben betraf, sondern der Personenverluste und Schäden an den Anlagen wegen, der schwerste. Abgeworfen wurden nur 500-Kilogramm-Bomben und zwar nur auf das Gelände der Hütte Linz und der Eisenwerke Oberdonau. Ein Volltreffer riß die mächtige Ringwasserleitung in der Nähe der Betriebsgebäude eins bis drei auf und zugleich auch die Wandung eines nahegelegenen Splittergrabens. Nicht allen der dort dicht gedrängt stehenden Personen gelang die Flucht ins Freie; an die 50 Menschen ertranken. Das Kraftwerk erlitt einen Totalausfall. Im Keller dieses etwas abseits nahe dem Donauufer gelegenen Baues kam es ebenfalls zu Personenschäden. Der Betriebsleiter, Dipl.-Ing. Bloemer wurde sehr schwer verletzt. Außer ihm war nur ein weiterer Vollingenieur in der technisch hochgezüchteten Anlage tätig, in der Turbinen mit Hochdruck-Heißdampf betrieben wurden. Je ein deutschsprachiger kriegsdienstuntauglicher Schichtmeister gebot dort über ausländische Hilfskräfte, es gab unendliche Sprach- und Verständigungsschwierigkeiten, zumal an inländischen Arbeitern nur ehemalige Kellner, Friseure und Gärtner, aber kaum wirkliche Fachkräfte tätig waren. Unter diesen Umständen war der Ausfall des Betriebsleiters besonders schmerzlich.

Getroffen wurde ferner ein Kokslöschurm, was zum Improvisieren beim Löschen des aus den Batterien ausgestoßenen glühenden Kokskuchens zwang. Schäden traten ferner an den Rohrleitungen und an den Werksbahngeleisen auf. Die Hochöfen samt den dazugehörigen Rohstoffbunkern und Materialaufzügen blieben unversehrt.

In den Eisenwerken Oberdonau (E. O. D.) traten ebenfalls sehr hohe Personenverluste auf. Hierzu eine vorangehende Erläuterung: Das Fertigungsprogramm umfaßte u. a. auch die Herstellung von Bodenplatten für Panzerfahrzeuge. Hierzu wurde ein Sonderstahl verwendet, der in passende Größen zugeschnitten wurde. Auch im dortigen Werk waren zunächst nur betonierte Splittergräben gebaut worden. Als die Unzulänglichkeit ihrer Deckung aufgrund der deutschen Erfahrungen erkannt worden war, ging man daran, Pakete aus Platten des genannten hochwertigen Stahls auf die Gräben zu schichten. Das war ein baustatischer Fehler, da dadurch die Wandungen schon einer hohen Vorbelastung ausgesetzt waren. (Ein anderes Außerachtlassen der Statik haben wir in den flachen Wölbungen des Limonikellers kennengelernt.) Zum Unterschied von diesem waren die Folgen beim E. O. D. jedoch schwer: Als Bomben auf der Decke auftrafen, hielt das Plattenpaket samt dem darunterliegenden Betonplafond zwar stand, nicht aber die Wandungen, die zusammengedrückt wurden.

Bei dieser Gelegenheit sei noch erwähnt, daß die halbfertigen aber bereits fahrfähigen Pan-

zer schon bei Vorwarnung aus dem Werk gefahren wurden. Über die Muldenstraße holperten sie in ein Wäldchen in der Nähe des Spallerhofes, das ihnen Tarnung bot.

Materielle Schäden größeren Ausmaßes traten an den Werkzeugmaschinen in den Fertigungswerkstätten auf. Es waren fast durchwegs amerikanische Erzeugnisse, die beim Frankreichfeldzug erbeutet und nach Linz gebracht worden waren. Sie waren in Kompaktbauweise gebaut worden, wobei alle bewegten Teile in gefälliger Weise in die äußere Umkleidung integriert waren; eine safety-first-Bauart, damals noch eine Neuerung, die nicht gleichwertig ersetzt werden konnte. Weitere Schäden traten an den Stahlföfen auf.

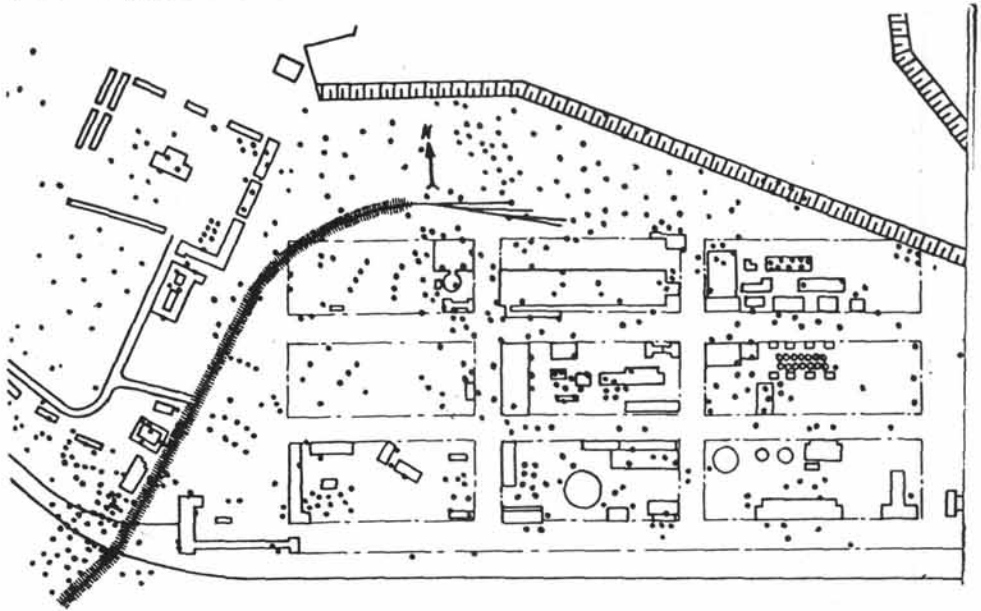


Abb. 5: Schematische Darstellung des Geländes der Stickstoffwerke mit den Einschlagstellen der Bomben.

Die Stickstoffwerke wurden nur ganz geringfügig getroffen. Es traten weder Personenverluste auf, noch entstanden Sachschäden. Im übrigen — und das gilt für alle Angriffe — wurden dort vorwiegend Bomben leichterer Kaliber abgeworfen. Die Zerstörungen waren auch — unter dem Strich gesehen — nicht ganz so schwer wie bei der Hütte und den E. O. D. Den Insider wunderte das, denn das Produktionsprogramm verschob sich vom Kalkammonsalpeter immer mehr und mehr zu hochkonzentrierter Salpetersäure, die unentbehrlich zur Herstellung von Nitroglycerin, Schießbaumwolle und anderen Sprengstoffen ist. Die Salpetersäureerzeugung war zu dieser Zeit zwar ein Kriegsgeheimnis, das aber die Spatzen vom Dach des Baues 753 in allen Tonarten pfißen. (Im Trefferbild: nordöstliches Straßenrechteck, insgesamt zwei Treffer und zwei Streiftreffer durchwegs leichter Bomben, über das gesamte Kriegsgeschehen hinweg gesehen). Ein anderes, kriegswirtschaftlich eminent wichtiges Produkt, 80prozentiges Wasserstoffsuperoxid wurde im Werk zwar nicht erzeugt, sondern nur zwischengelagert. Es diente beim Antrieb der V-Raketen als Sauerstoffdonator, als solcher aber auch bei U-Booten zur Dieselfahrt unter Wasser, wo es aber kaum mehr zum Einsatz kam. Die obigen beiden Beispiele zeigen jedenfalls, daß auch bei den Alliierten das Ausspähungsnetz keinesfalls lückenlos war.

Zurück zum ersten Angriff: Nach der Entwarnung und ersten Bestandaufnahme der angerichteten Schäden sahen wir einen Werkstillstand für mehrere Wochen voraus und fanden die Verlautbarung des Gauleiters, der von einer Außerbetriebnahme von zwei bis drei Wochen sprach, reichlich optimistisch. Zu unserem eigenen, nicht geringem Erstaunen nahm die Hütte bereits nach acht Tagen ihren Betrieb wieder auf. Zwar war noch vieles improvisiert und notrepariert, nicht lebenswichtige Schäden bestanden noch weiter und sind erst in der Folgezeit (manche erst weit nach Kriegsende) behoben worden. Dieser grobe Unterschied zwischen erster Schätzung und tatsächlichem Ergebnis ist heutigen Zeitgenossen nicht leicht verständlich zu machen, er beruhte auf einer aus Zorn geborenen Arbeitswütigkeit. Überdies mochte die ausgestandene Furcht aber auch geistige Kräfte aktiviert haben.

Glücklicherweise trat nach diesem ersten Angriff auf die Linzer Industrie eine längere Pause ein, während der sämtliche Hochbunker sowie der Branhoferstollen fertiggestellt werden konnten. Die personellen Verluste waren in Hinkunft nur mehr gering. Am 16. Oktober fielen wieder Bomben auf die Hütte Linz. Ein wahrer Teppich von Kratern überdeckte einander in dem freien Gelände zwischen dem Hauptmagazin und den E. O. D. Der angerichtete Schaden hielt sich in Grenzen, sieht man von einigen aufgerissenen Geleisen ab. Durch entsprechende Weichenstellungen gelang es jedoch, den Werksverkehr pausenlos aufrecht zu erhalten. Der moralische Eindruck war demgegenüber erheblich: Wenn der Bombenteppich statt ins freie Gelände etwa auf das Kraftwerk oder die Koksofenbatterien gefallen wäre, dann hätte dies das Aus für die gesamte Linzer Großindustrie für lange Zeit bedeutet.

Der Angriff in den Mittagsstunden des 4. November 1944, einem Samstag, riß die Wandung des Gichtgasbehälters bis nahe an die Scheibe auf, die auf dem unteren Totpunkt stand, wie immer schon nach erfolgter Luftwarnung. Von außen konnte das Innere des Behälters samt dem noch rauchenden Dichtungsöl, dessen Brand die Feuerwehr noch vor der Entwarnung gelöscht hatte, eingesehen werden. Der Gasometer fiel auf Kriegsdauer aus, was die Betriebsführung der Hochofengruppe ebenso wie auch die Energiewirtschaft ungemein erschwerte bzw. beeinträchtigte. Ein Volltreffer zerstörte das Hauptlabor restlos bis in das Kellergeschoß hinunter. Im E. O. D. fielen Stahllöfen aus. An diesem Tag lagen zum erstenmal Zeitzünder im heutigen VOEST-Gelände, die zunächst als Blindgänger angesprochen wurden. Glücklicherweise krepitierten die ersten aber noch vor Eintreffen des Entminungsdienstes. Eine besonders unangenehme Zeitzünderbombe lag nahe dem Gleis zur Schlackenhalde, explodierte jedoch schon wenige Stunden nach der Entwarnung, sodaß die Schlacke abgefahren werden konnte, noch ehe sie in den Pfannen erstarrte.

Im Gelände waren zu dieser Zeit noch einige Einfamilienhäuser der ehemaligen Ortschaft St. Peter stehengeblieben. Sie dienten zum Beispiel als Stellwerkshäuschen und in einem anderen war ein Postamt untergebracht. Nun wurden damals portofreie vorgedruckte Postkarten ausgegeben, die nach einem Fliegerangriff an die bombenverschickte Familie abgesandt wurden. Aus dem Vordruck ging hervor, daß der Absender gesund und wohlbehalten die letzten Stunden überstanden hatte. Eine solche Karte warf ich in den Kasten am Postamt und gesellte mich einer Gruppe von Angestellten zu, die müßig herumstanden, denn zu tun war nichts, da hier und dort in unregelmäßigen Abständen die Zeitzünder hochgingen.

Dann geschah etwas völlig Verblüffendes: In einem der vielen Kracher verschwand das Postamt in einer Wolke von Ziegelstaub und die Karte mußte ein zweitesmal geschrieben werden. Dabei hatten mehrere Personen gesehen, daß das Dach völlig intakt war! Die Bombe konnte nur, sozusagen im Schrägflug, in das Fundament gestürzt sein, worauf sie nach einiger Zeit, wohl in oder unter dem Keller, detonierte. Zum Glück war das Amt noch

immer unbesetzt gewesen. An diesem Tag verlor ich auch meine in der Brassertbaracke gelegenen Büros. Der Fußboden dieses weitläufigen Baues lag etwas über einen Meter über Bodenniveau; der Raum dazwischen war mit Brettern verschalt, in denen nach dem Angriff ein etwa halbmetergroßes rundes Loch scharfkantig ausgefräst war. In der folgenden Nacht übertraf ein Krach die in schütterer Folge noch immer krepierenden Zeitzünder durch besondere Lautstärke; der Boden der Brassertbaracke hatte eben einen hervorragenden Resonanzboden abgegeben. Einige der wichtigsten beruflichen Unterlagen konnten jedoch — vorher schon — geborgen werden.

Bei den bisherigen Angriffen erfolgten die Anflüge stets aus südlicher Richtung und in mindestens 6.000 Meter Höhe, eben noch erreichbar für die 8,8-Zentimeter-Flak, deren Geschosse in dieser Höhe aber nur mehr eine geringe Geschwindigkeit besaßen, sodaß die Treffermöglichkeit nur mehr recht gering war. Nach Abladen eines Teiles ihrer Bombenlast verschwanden die Geschwader nach Norden, machten kehrt, überflogen das Zielgebiet abermals, aber in noch größerer Höhe, kaum mehr für die superschwere 12,5-Zentimeter-Flak erreichbar. Der Abwurf aus derartigen Höhen brachte eine erhebliche Zielungenaugigkeit mit sich. Viele, um nicht zu sagen die meisten Bomben fielen außerhalb der Werke nieder. Das Trefferbild auf das Stickstoffwerk zeigt es deutlich. Selbst die donauseitigen Abhänge des Pfeningberges wiesen zahlreiche Trichter auf. Offenbar wurde diese „Verschwendung“ bewußt in Kauf genommen. Es war die „safety first“-Strategie des reichen Mannes, der über ein unerschöpfliches Materialpotential verfügte.

Die Treffer der Flak waren unter diesen Umständen nicht erheblich, wie vermutet werden konnte — genaue Zahlen standen uns nicht zur Verfügung. — Ein einziges Mal stürzte eine Liberator über dem Gelände der Hütte ab und blieb unmittelbar neben der Straße von der Hütte zu den E. O. D. liegen. Daß der Abwurf aus dem raschen Horizontalflug erfolgte, zeigen die genannten Beispiele. Trotz der großen Abwurfhöhe hatte die Wurfparabel noch immer eine erhebliche Horizontalkomponente. Der eigentliche Erfolg der Flak bestand also darin, den Gegner in große Höhen zu zwingen und somit die Effektivität seiner Angriffe wesentlich zu mindern.

Vielfach war die Meinung vertreten, daß die deutschen Jäger in den Abwehrkampf gar nicht mehr eingriffen.⁷ Sie ist nicht richtig. Ich sah selbst unmittelbar neben dem Gaumberger Bahnschranken eine abgestürzte Me 109 liegen und die älteren unserer Mitbürger werden sich noch erinnern, bei ihren Wanderungen im Mühlviertel torpedoförmige Leichtmetallbehälter von etwa 100 Litern Inhalt im Gelände oder auch schon wirtschaftlich genutzt gesehen zu haben. Das waren Zusatztanks der Messerschmidtjäger, die ihnen eine längere Verweilzeit in der Luft gewährleisteten. Nach dem Verbrauch des Brennstoffinhalts wurden sie abgeworfen. Auch Bombenrichter waren vor Jahren noch in den Wäldern des Mühlviertels nördlich von Linz zu sehen — in den Wiesen und Äckern wurden sie bald eingeebnet. — Sie stammten wohl aus Notabwürfen von Bombern, die schon bei ihrem ersten Anflug beschädigt worden waren und sich ihrer Lasten entledigt hatten.

Doch zurück zum ersten Zeitzündungsangriff auf die Linzer Industrie. Diesmal wurden auch die Stickstoffwerke hart mitgenommen, wenn auch die Bombenkaliber im allgemeinen etwas kleiner gewesen sein dürften, gegenüber den 500 Kilogramm schweren, mit denen das Gebiet der heutigen VOEST bedacht wurde. So wurde unter anderem die Kupferlaugenwäsche zerstört, in der restliches, noch im Synthesegas enthaltenes Kohlenoxid unter hohem Druck ausgewaschen wurde. Der damalige Betriebsleiter bezeichnete es als ein kleines Wunder, daß das Zusammenflicken dieser diffizilen Apparatur mit werkseigenen Mit-

⁷ Kutschera, Fliegerangriffe (wie Anm. 1), 267.

teln gelang; ein Ersatz wäre nur schwierig und mit erheblichem Zeitaufwand zu beschaffen gewesen. Zwei Bomben fielen in den Kalkammonsalpetersilo, zerstörten das Holzdach, setzten es aber nicht in Brand. (Langgestreckter Bau nördlich der Salzstraße, mittleres Straßenrechteck.) Im vierten Quartal 1944 war das praktisch jedoch schon ohne Bedeutung; die eingeschränkte Gaslieferung seitens der Hütte wurde ausschließlich zur Erzeugung hochkonzentrierter Salpetersäure, das heißt für Kriegszwecke, verwendet.

Die quergestrichelte Linie im Schaubild bedeutet das Verbindungsgleis zur Bahn. Es lief nördlich der Betriebsbauten zu einer Gleisharfe aus, die den Verschiebearbeiten diente. Vom sogenannten Kabelkran wurde sie überspannt, der sämtliche Be- und Entladearbeiten besorgte. Werksgeleise gab es außerdem in der Hochdruck- und der Salzstraße. Bei einem der folgenden Angriffe wurde ein Bein dieses Portalkranes geknickt und er fiel in sich zusammen. Nach dem Krieg wurde er nicht wieder errichtet; seine Arbeit tat Jahre hindurch ein schienengängiger Bagger, von dessen Funktion in den ersten Friedensjahren die Versorgung des Werks mit Kalkstein abhing.⁸

Ein zweiter Kran mit einer Tragfähigkeit von 120 Tonnen befand sich im mittleren der neun Straßenrechtecke. Er war unentbehrlich für das Ein- oder Herausheben der schweren Elemente des Hochdruckbetriebes, hatte somit eine Schlüsselfunktion für alle Reparaturen dieses Kernstückes des Werkes und blieb auf Kriegsdauer glücklicherweise unversehrt. Hart und mehrmals getroffen wurde dagegen der Salzbetrieb, in dem aus Salpetersäure und Ammoniak das Ammonnitrat gewonnen wurde. Im Sinne der bereits erwähnten Schwerpunktsverlagerung der Produktion in Richtung hochkonzentrierter Salpetersäure war dies, ähnlich wie die Ausschaltung des Silos in den letzten Kriegsphasen — sehr zum Unterschied für später — bedeutungslos für den Fortgang der Rüstungsproduktion.

Wir sind mit diesen Mitteilungen über das Schicksal der Stickstoffwerke vom Nacheinander des Zeitablaufs zugunsten einer nahtlosen Darstellung abgewichen und tragen noch nach, daß auch der Bau 753 (nordöstliches Straßenkarree, links im Laufe der folgenden Angriffe mehrfach getroffen wurde, aber seine Funktion bis Kriegsende zwar etwas eingeschränkt, aber doch weiterhin erfüllen konnte. Das Lager für hochprozentiges Wasserstoffsuperoxid blieb unbeschädigt. Das Ministerium für Rüstung und Munition hatte einen „guten Riecher“ gehabt, als es diesen zukunftsweisenden Stoff nach Linz verlagert hatte. Der Bau 753 bot nach Kriegsende einen trostlosen Anblick und wurde seiner ursprünglichen Zweckwidmung nicht wieder zugeführt.

Bei allen Angriffen — und dies gilt für alle Linzer Industrierwerke — wurden Schienen, rollendes Material, Rohrbrücken, Leitungen, Kanalisationen sowie fast stets auch Bürogebäude getroffen. Die Entschwefelung (Gebäude unmittelbar an der Gasstraße, östliches Straßenkarree) sowie das östlich davon gelegene Wasserwerk wurden nur wenig beschädigt. Wie aus dieser knappen Darstellung ersichtlich, hatte das Werk trotz des chaotischen Anblicks, das es nach schweren Bombardierungen bot und der vielfach miteinander verflochtenen Funktionen seiner einzelnen Betriebsabteilungen insofern noch Glück, als die Produktion, wenn auch in geringerem Ausmaß, von den Betriebsabstellungen und Reparaturen während, bzw. nach Angriffen abgesehen, auf Kriegsdauer aufrechterhalten werden konnte. Den eigentlichen Engpaß in den letzten Kriegsphasen bildete die Versorgung mit Kokereigas. Daß die Entschwefelung funktionstüchtig blieb war übrigens auch für die Stadt von Bedeutung, da davon die Lieferung von Leuchtgas abhing.

Der erste Nachtangriff (25. November 1944) war, was die beiden Rüstungsbetriebe betrifft,

⁸ Die Kabel wurden nach dem Krieg in aufgespleißtem Zustand anstelle von Moniereisen beim Bau einer Siedlung in Leonding verwendet.

nicht schwer. Eine Bombe richtete allerdings einen irreparablen Schaden an: die Brücke über den Hafen der Hütte Linz wurde zerstört. Auf ihr rollte unter anderem Koks von der Kokerei zu den Hochofenbunkern. In der Folge mußte er umständlich auf dem Schieneweg seiner Bestimmung zugeführt werden.

Von besonders schweren Folgen für das Stickstoffwerk war ein Luftangriff etwa Mitte Dezember 1944. Die Gaszulieferung von den R. H. G. wurde unterbrochen und die Ammoniakverbrennungsanlage samt dem dazugehörigen Gebläsehaus nachhaltig zerstört, vom Bau- und Dachschaden ganz abgesehen. (Im Werksplan im mittleren der drei östlichen Straßengevierte gelegen.) Hiezu ein technischer Exkurs: In der sogenannten Ammoniakverbrennung wird dieser über mehrere Quadratmeter große Platinnetze, die als Katalysator wirken, zu nitrosem Gas verbrannt. Diese Netze sind ein extrem feines Gespinnst aus sehr dünnen Platindrähten, die von Zeit zu Zeit ausgewechselt werden müssen, da sie unter der Hitzeeinwirkung durchkristallisieren und dadurch verspröden, was naturgemäß mit einer Minderung des Wirkungsgrades der Verbrennung, aber auch mit Platinverlusten verbunden ist. In Hinblick darauf, aber auch im Interesse einer hundertprozentigen Bildung von nitrosem Gas waren in den vier Verbrennungsöfen je drei Netze übereinander angebracht. Wenn die Zeit dazu gekommen war, wurden die spröde gewordenen Netze gegen neue ausgetauscht, während die unbrauchbar gewordenen regeneriert wurden. Demzufolge lagerten im Werk stets mehrere Kilogramm Platin teils in den Öfen, teils als Reserve unter gesichertem Verschluß. Die Wärmetönung der Verbrennung wurde zur Dampferzeugung verwendet, das nitrose Gas mittels Gebläse durch die Absorptionstürme gejagt, wo es sich in Wasser zu Salpetersäure löste.

Mit Nachbarschaftshilfe der H. G. W. gelang die Reparatur der nachhaltigen Zerstörungen. Die ausgefallenen Betriebsteile wurden entweder instandgesetzt oder durch neu gebaute ersetzt. Diese hier summarisch und daher unvollständig genannten Ausfälle bzw. Instandsetzungen bedingten einen Werksstillstand bis weit in den Jänner 1945 hinein.

Die räumlich umfangreiche Absorptionsanlage bestand aus mehreren hohen Edelstahltürmen, die in zwei Reihen angeordnet waren. Sie wurden während des Krieges nicht getroffen bzw. nachhaltig beschädigt. (Im Werksplan die beiden Reihen kleiner Kreise im östlichen Straßengeviert.)

Knapp vor dem Zusammenbruch schlug der Betriebsleiter des Säurebetriebes vor, die gesamten Platinvorräte in einen Betonblock einzugießen, um das wertvolle Edelmetall vor Plünderungen zu schützen. Dazu kam es leider nicht mehr. Die in Reserve liegenden Netze wurden nach Bayern verlagert und von dort nach Kriegsende wieder zurückgestellt. Die in den Öfen befindlichen wurden nach dem 2. Mai 1945 zum Teil geraubt, wobei die Plünderer die Schaulöcher der Öfen einschlugen und unter Zuhilfenahme von Haken Netzfragmente herausholten.

Hinsichtlich der Wirkungen von Bombenangriffen darf nicht vergessen werden, daß eine Betriebsabstellung, besonders im Stickstoffwerk, schon in normalen Zeiten für das Personal vom technischen Direktor bis hinunter zu den Arbeitern, die die Anlage „fahren“, eine arge Hetzerei beim Wiederaufahren mit sich bringt, die sich aber bei einer 65-Stundenwoche (zuletzt 72 Stunden) aber um so übler auswirkt. Dazu kam noch, daß die überwiegende Zahl an Arbeitskräften, allerdings der unteren Kategorie, fremdländischer Herkunft waren.

Die meisten sind, wenigstens in der Hütte Linz, Italiener gewesen. Von den Luftangriffen wurden sie demoralisiert. In ihrem Betreuerbüro wechselten sie nach dem Sturz Mussolinis dessen Bild über Nacht gegen das des Königs aus und nach der Befreiung des Diktators verfahren sie mit derselben Fixigkeit in umgekehrter Reihenfolge. Für gefährlichere Arbeiten

nach Luftangriffen waren die Tschechen eher zu gebrauchen. Im Jahre 1944 kehrten die meisten von ihren Urlauben in der Heimat nicht mehr zu ihren Arbeitsstätten zurück. In den E. O. D. waren dienstverpflichtete Franzosen beschäftigt. Sie wurden von einem katholischen Geistlichen begleitet, der freiwillig mitgekommen war, um das erwartete schwere Los seiner Schützlinge zu teilen. In einem Gespräch, das ich mit ihm führte, zeigte er sich überrascht über die faire Behandlung seiner Landsleute, die in jeder Hinsicht den einheimischen Arbeitern gleichgestellt waren, sieht man von der geschlossenen Unterbringung in Barackenlagern ab. Nach Luftangriffen waren sie die zuverlässigsten Helfer bei Beseitigung der Schäden. Leider waren die Verständigungsschwierigkeiten mit den Franzosen erheblich. All diese Hemmnisse wurden vervollständigt durch die fortlaufenden Einberufungen jüngerer Belegschaftsmitglieder zum Heer und zum Volkssturm.

Ab November 1944 bildete sich nach und nach ein neuer Engpaß aus, auf den die Industrie keinen Einfluß nehmen konnte: das Transportproblem. Es entstand durch die nachhaltigen Zerstörungen der Eisenbahnknotenpunkte und des rollenden Materials, insbesondere der Loks. Mitte Dezember wurde die Kokerei so schwer getroffen, daß der Gasbezug an die Stadt ausblieb. Diese zunächst kurzfristige Sperre wuchs sich ab der zweiten Monatshälfte zu einem Dauerzustand mit kurzfristigen Unterbrechungen aus. Neben den beiden genannten Gründen war der Vorrang der Stickstoffwerke daran schuld, die das Gas zur Herstellung der kriegswichtigen Salpetersäure benötigte. Zu den Treffern in der Hochdruckanlage des Werks kam noch ein Ausfall eines der Kompressoren infolge eines Bedienungsfehlers, der einen Wasserschlag verursachte, ein typischer Vorfall in Hinblick auf die geschilderten Personalverhältnisse. Zu derartigen Fehlhandlungen trugen aber auch die sich häufenden Notreparaturen und zum Teil auch fehlende Kontrollorgane bei. (Siehe in diesem Zusammenhang die gänzliche Zerstörung des Hauptlabors der Hütte Linz!).

Es wäre ermüdend, die in immer dichter Folge stattfindenden Angriffe gesondert anzuführen und die Zerstörungen detailliert zu nennen, die jeder einzelne verursachte, zumal vielfach schon zerstört wurde, was bereits zerstört war. Aus dem bereits Gesagten geht genugsam hervor, daß die Produktion in allen Sparten mehr und mehr absank und daß die Werke, besonders die E. O. D. und die Hütte gegen Kriegsende einen ruinenhaften Anblick boten. Die Erzeugung kam jedoch erst mit dem Einzug der Amerikaner anfangs Mai 1945 gänzlich zum Erliegen. Ergänzend wäre nur noch zu bemerken, daß Tieffliegerangriffe in den Rüstungswerken — zum Unterschied von der Stadt — niemals stattfanden.

Im Dezember 1944 führte mich ein technischer Auftrag in die Umgebung von Triest, von wo ich des öfteren das Castell Castiglioni aufsuchte, das auf einem vorgeschobenen Höhenrücken hoch über der Adria liegt, ebenso wie das Schloß Duino⁹, beides ausgesprochene Landmarken und nicht weit voneinander entfernt. Von den Bombergeschwadern wurden sie in geringer Höhe angefliegen. Manchmal zogen sie so niedrig über die beiden Karstrücken hinweg, daß man von der Turmplattform aus den beißenden Geruch der Auspuffgase wahrnehmen konnte. Der Anflug erfolgte aus dem Süden quer über die Adria und erst unmittelbar über den Landmarken wurde der Kurs gewechselt. Ob der weitere Flug in Richtung Linz oder Wien fortgesetzt wurde, konnte mit dem Glas unschwer festgestellt werden, ebenso auch der weitere Anstieg, das heißt die Zunahme der Flughöhe.

Zwei sonderbare, nur schwer erklärliche Vorkommnisse sind noch berichtenswert. Beim dritten Angriff auf die Hütte Linz schlug eine 500-Kilogramm-Bombe mit einem dumpfen Krach auf der Straße zwischen den Hochöfen und den Bunkern auf. Nach der Entwarnung stellte es sich heraus, daß die Umgebung mit ausgeleierten Schraubenschlüsseln, zerbroche-

⁹ Das Schloß ist durch Rainer Maria Rilke bekannt, der dort mehrere Sommer zu Gast war.

nem Werkzeug und ausgefranst Zahnradern übersät war. Zu vergleichen war das mit dem Auffinden einer kleinen Bombe bei Ausbaggerungsarbeiten für die Erweiterung der Versandanlage für Kalkammonsalpeter in der Chemie Linz, um das Jahr 1955. Da lag nun die Bombe in der Grube, der Schaufelbagger rollte in einen Respektabstand weg, die Bauarbeiter begannen zu jausnen und der Polier wollte den Entminungsdienst verständigen. Knapp vorher stellte sich heraus, daß der schon arg korrodierte Sprengkörper keinen Aufschlagzünder besaß. Der war nie aufgeschraubt worden, wie das leere, noch gut kennbare Gewinde hierfür bewies. Das Ding wurde in den Hafen geworfen und die Jausenzeit war zu Ende.

Am 16. März 1945 berief der Gauleiter Eigruber Männer der Wirtschaft, Industrie und Bahn zu einer Aussprache über gegenseitige Nachbarschaftshilfe nach Bombenangriffen ein, wiewohl es zu dieser Zeit kaum mehr etwas abzuholen gab; aber der Dirigismus und die Verwaltung liefen in dem ihnen innewohnenden Trägheitsprinzip weiter. Der Lage entsprechend, verlief die Versammlung wortkarg, wirklich brauchbare Vorschläge kamen nicht zur Sprache, es gab eben keine mehr. Ich traute meinen Ohren kaum, als gegen Ende zu der Gauleiter wortwörtlich erklärte: „Ich sag's ganz offen, wenn es uns nicht gelingt, unsere Bahn wieder intakt zu bringen, dann ist der Krieg verloren!“ In der Hütte Linz hatten wir in endlosen Besprechungen ohne Ergebnis uns mit dem Transportproblem auseinanderzusetzen gehabt. Wohl waren dabei die geäußerten Ansichten — berufsbedingt — relativ frei gewesen, aber eine derartige Redeweise, öffentlich vorgetragen, hätte jeden anderen unweigerlich ins Konzentrationslager gebracht. Im übrigen hatte der Redner die Situation treffend erfaßt. Es ging dem Ende zu.

Vielleicht hatte die eben gehörte Erklärung etwas mit der Hauptsorge zu schaffen, an der das Ministerium für Bewaffnung und Kriegsproduktion schon lange litt, wie wir heute wissen.¹⁰ Es war das Albrücken, die Alliierten könnten von ihrem nur schwer erklärlichen Fehler abrücken und statt wahllos Hydrierwerke und Rüstungsbetriebe, Schienenwege und Brücken, Wohnstätten und Stauwerke, militärische Anlagen und Kugellagerfabriken mit Bomben zu belegen, sich auf das wichtigste und einfachste Gebot jedes Angreifers besinnen: ihre Bombardierungen mit Schwerpunktbildung anzusetzen. Etwa nur Kugellagerfabriken (es gab nur zwei, in Schweinfurt und Steyr) und nur Bahnen, die aber nachhaltig und immer wieder zu zerstören. In diesem Falle wäre der Krieg nach begründeter Ansicht des Ministers Speer sowie des englischen Historikers Sir Lidell Basil Hart¹¹ schon 1944 zu Ende gegangen. Schwere Opfer an Menschenleben hätten nicht gebracht werden müssen und unersetzliche zerstörte Kulturgüter wären uns und der Welt erhalten geblieben.

NACHWORT

Mit dem Einmarsch der Amerikaner anfangs Mai 1945 waren die Leiden der Linzer Großindustrie noch nicht zu Ende. Zunächst setzten Plünderungen seitens polnischer Zwangsarbeiter und krimineller Elemente ein, wobei Telefonapparate und Schreibmaschinen sinnlos zerstört wurden. Auch von Demontagen blieben die Anlagen nicht verschont. In den Stickstoffwerken wurde, um nur ein Beispiel zu nennen, eine Absorptionsanlage auf dem Schrägdach des Baues 512 abgetragen. Die mit diesen Arbeiten Beschäftigten erinnern sich

¹⁰ Albert Speer, *Erinnerungen*, 5. Aufl., Berlin 1969, 239 und 292 ff.

¹¹ Basil H. Lidell-Hart, *Geschichte des 2. Weltkrieges*, 6. Aufl., Wiesbaden 1985.

noch heute mit Schmunzeln daran, daß, was tagsüber abgetragen und verladen, nächstens an Profileisen und anderen gut brauchbaren Dingen wieder beiseite geschafft wurde; in freiwilligen, unbezahlten Überstunden versteht sich.

Sehr nachteilig wirkte sich in der ersten Nachkriegszeit die Haltung unserer bereits wieder erscheinenden Presse aus, woran sie später nur ungern erinnert wurde. Sie vertrat die Ansicht, daß die megalomanischen Industrierwerke in Linz für das kleine Österreich viel zu gigantisch seien. Mit dieser damals gar nicht so selten gehörten Meinung hatte sich der ehemalige Oberbuchhalter der Stickstoffwerke, Viktor Hueber, auseinanderzusetzen, als er bei Banken und der provisorischen Regierung wegen eines Aufbaukredits vorstellig wurde. Mit dem Gelingen dieses Vorhabens war der Weg in die Zukunft des Werkes offen. Zu dieser Zeit kehrten viele österreichische Ingenieure und Chemiker aus Deutschland in ihre Heimat zurück und sprachen auf dem Weg dahin in Linz vor. Der technische und chemische Direktor Dr. Naumann filterte aus ihnen und den noch verbliebenen Führungskräften eine initiative junge Mannschaft heraus, die zusammen mit den allmählich wieder an ihre Arbeitsplätze aus Haft und Kriegsgefangenschaft zurückkehrenden Leuten die weiten Lücken füllten und aus einem Chaos wieder ein produzierendes Chemiewerk schufen. In scharfer Rationalisierung und strenger Wirtschaftlichkeit gelang es, ab 1947 den Kalkammonsalpeter auf den Weltmarkt zu bringen; 1948 gingen fast 90 Prozent davon in den Export und das Werk erzielte ansehnliche Gewinne, die die Ausweitung der Erzeugung und die Aufnahme neuer Produkte in die Anbotspalette ermöglichten. Die Hütte Linz, die E. O. D. und der Stahlbau Linz wurden in eine Firma zusammengefaßt. Neue Verfahren zur Roheisengewinnung und Stahlerzeugung mit verbessertem Wirkungsgrad der Ausbringung mittels Sauerstoff, was die Erbauung einer leistungsfähigen Lindeanlage erforderte, wurden aufgenommen. Wie aus den vorhergehenden Seiten ersichtlich, waren die Zerstörungen in der heutigen VOEST nachhaltiger als im benachbarten Werk; dementsprechend dauerte die Aufbauphase auch etwas länger. Trotzdem gelang schon unmittelbar nach Kriegsende eine Notversorgung der Stadt mit Leuchtgas. Der Name des Generaldirektors Dipl.-Ing. Walter Hitzinger ist mit dem Wiederaufstieg der VOEST untrennbar verbunden.